

(Nachdruck verboten.)

28]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

Wjessowtschikow blieb allein. Er blickte sich um, streckte seinen Fuß mit dem schweren Stiefel aus, betrachtete ihn, beugte sich vornüber und befühlte seine dicke Wade. Dann hob er die Hand ans Gesicht und betrachtete sie aufmerksam. Er hatte eine dicke Hand mit kurzen Fingern und gelblichen Haarstoppeln. Als Andrej den Samowar brachte, stand Wjessowtschikow vor dem Spiegel und empfing ihn mit folgenden Worten:

„Hab meine Bisage lange nicht betrachtet . . .“

Und fügte lächelnd und kopfschüttelnd hinzu:

„Hab doch eine garstige Frage!“

„Was ist denn dabei?“ fragte Andrej und sah ihn neugierig an.

„Sascha sagt: Das Gesicht ist der Seele Spiegel!“

„Aber das stimmt nicht!“ rief der Kleinrusse. „Ihre Nase ist wie ein Haken, die Backenknochen wie eine Schere, ihr Herz aber ist ein heller Stern!“

Sie setzten sich zu Tisch.

Wjessowtschikow nahm eine große Kartoffel, salzte ausgiebig ein Stück Brot und begann langsam und ruhig wie ein Stier zu kauen.

„Wie gehts hier?“ fragte er mit vollem Munde.

Als Andrej ihm vergnügt erzählte, daß die Propaganda für den Sozialismus in der Fabrik zunahm, meinte er wieder finster und dumpf:

„Das dauert alles zu lange, viel zu lange! Muß schneller gehen . . .“

Die Mutter blickte ihn an und in ihrem Innern regte sich ein feindseliges Gefühl gegen diesen Menschen.

„Das Leben ist kein Pferd, kannst es nicht mit der Peitsche antreiben,“ sagte Andrej.

Wjessowtschikow schüttelte energisch den Kopf . . .

„Es dauert zu lange! Meine Geduld reicht nicht . . . Was soll ich tun?“

Er bewegte die Hände hilflos hin und her, blickte in das Gesicht des Kleinrussen und wartete auf eine Antwort.

„Wir alle müssen lernen und andere lehren, das ist unsere Aufgabe!“ sagte Andrej.

Wjessowtschikow fragte:

„Und wann werden wir losschlagen?“

„Daß man uns vorher manch liebes Mal verhaun wird, das weiß ich bestimmt!“ erwiderte der Kleinrusse lachend.

„Wann wir aber vom Leder ziehen — das weiß ich nicht! Siehst Du, ich denke, wir müssen erst den Kopf und dann die Hände bewaffnen.“

Nikolai begann schweigend wieder zu essen. Die Mutter musterte heimlich sein breites Gesicht und suchte in ihm einen Zug zu entdecken, der sie mit seiner schweren, vierschrötigen Gestalt auslöshnte. Und als sie seinen kleinen stehenden Augen begegnete, bewegte sie die Brauen. Andrej griff sich an den Kopf und benahm sich überhaupt unruhig — begann plötzlich zu reden, lachte, brach seine Rede ab, pfiß.

Die Mutter hatte die Empfindung, seine Unruhe zu verstehen. Nikolai aber saß schweigend da, und wenn der Kleinrusse ihn nach irgend etwas fragte, antwortete er kurz, mit deutlicher Unlust.

Den beiden Bewohnern wurde es im kleinen Zimmer eng und schwül; bald blickte der eine, bald der andere flüchtig auf den Gast.

Endlich erhob er sich und sagte:

„Ich möchte mich schlafen legen . . . Habe so lange im Loch gegessen . . . bin dann plötzlich frei gekommen, viel gegangen . . . und nun müde . . .“

Als er in die Küche getreten war und nach kurzem Hin- und Herframen plötzlich still wurde, flüsterte die Mutter ängstlich laufend Andrej zu:

„Er denkt an schreckliche Dinge . . .“

„Ja, er ist schwer zu behandeln!“ stimmte ihr der Kleinrusse bei und schüttelte den Kopf. „Aber das geht vorüber! War bei mir ebenso . . . Wenn die Flamme im Herzen nicht

hell brennt — sammelt sich da viel Ruß an. Na, Mütterlein, Ihr solltet auch schlafen gehen, ich bleibe noch ein Weilchen sitzen und lese.“

Sie ging in die Ecke, wo hinter einem Kattunvorhang ihr Bett stand, und Andrej, der am Tisch saß, hörte noch lange ihr inbrünstiges Beten und Seufzen. Er blätterte die Seiten schnell um, rieb sich erregt die Stirn, drehte mit seinen langen Fingern den Schnurrbart und scharfte mit den Füssen. Der Uhrpendel tickte, vor dem Fenster atmete, an den Scheiben hingleitend, der Wind.

Und man hörte die leise Stimme der Mutter:

„Ach Gott! Wie viele Menschen gibt es in der Welt . . . und jeder stöhnt auf seine Art . . . Wo sind denn die, die sich freuen?“

„Es gibt auch solche, ja. Bald werden es viele sein,“ erwiderte der Kleinrusse.

XXI.

Das Leben floß schnell dahin, die Tage waren bunt, mannigfaltig. Jeder Tag brachte etwas Neues, aber das beunruhigte die Mutter schon nicht mehr. Immer häufiger erschienen abends unbekannte Leute; sie unterhielten sich eifrig halblaut mit Andrej und gingen spät nachts mit hochgeklapptem Kragen, die Mütze tief in die Augen geschoben, vorsichtig und geräuschlos in der Dunkelheit fort. Man fühlte in jedem verhaltene Erregung, es war, als wollten alle singen und lachen; sie hatten aber keine Zeit dazu, hatten stets Eile. Die einen waren spöttisch und ernst, die anderen offenbar vergnügt, übermütig in der Kraft ihrer Jugend, die dritten nachdenklich, still. Alle hatten in den Augen der Mutter etwas Hartnäckiges, Zuversichtliches, und obwohl jeder sein eigenes Gesicht hatte — flossen für sie all diese Gesichter in ein einziges, hageres, ruhig entschlossenes, offenes Gesicht mit tiefen, dunklen, freundlichen und strengen Augen zusammen, wie bei dem Christus auf dem Wege nach Emmaus.

Die Mutter zählte sie, versammelte sie in Gedanken um Pawel — in dieser Menge blieb er vor seinen Feinden unbeachtet.

Eines Tages erschien ein munteres Mädchen mit lodigem Haar aus der Stadt; sie brachte eine Rolle Schriften für Andrej und sagte beim Abschied zu Frau Wlassow, indem ihre Augen strahlten:

„Auf Wiedersehen, Genossin!“

„Auf Wiedersehen,“ erwiderte die Mutter, ein Lachen verbeißend.

Nachdem sie das Mädchen hinaus geleitet, trat sie ans Fenster und beobachtete lachend, wie ihre Genossin, mit den kleinen Füßen trippelnd, frisch wie eine Frühblume und leicht wie ein Schmetterling auf der Straße dahinhüschte.

„Genosse!“ dachte die Mutter, als der Besuch verschwunden war. „Ach, Du liebes Ding! Gebe Gott Dir einen Genossen fürs ganze Leben.“

Sie bemerkte oft an allen Besuchern aus der Stadt etwas Kindliches und lächelte leutselig darüber, gleichzeitig war sie gerührt und freudig überrascht über ihren Glauben, dessen Stärke sie immer lebhafter fühlte; ihre Träume vom Triumph der Gerechtigkeit taten ihr wohl und erwärmten sie; wenn sie ihnen zuhörte, seufzte sie unwillkürlich vor Kummer, dessen Grund sie nicht kannte. Besonders rührte sie aber ihre Einfachheit und die prächtige, stolze Gleichgültigkeit gegen sich selbst.

Sie verstand bereits vieles von dem, was sie über das Leben äußerten, fühlte, daß sie wirklich die wahre Quelle des Unglücks aller Menschen entdeckt hatten, und war gewohnt, ihren Gedanken beizustimmen. In der Tiefe ihres Herzens glaubte sie aber gar nicht daran, daß sie das Leben nach ihrer Art würden umgestalten können und daß ihre Kräfte dazu ausreichten, die ganze arbeitende Bevölkerung in ihre Bewegung hineinzuziehen. Jeder wollte sich jeden Tag satt essen, und niemand wollte die Mahlzeit auch nur um acht Tage verschieben, wenn er sie sofort einnehmen konnte. Es waren nur wenige, die den weiten, beschwerlichen Weg gingen, und nicht alle würden das Märchenreich menschlicher Verbrüderung am Ende des Wegs mit eigenen Augen sehen. Das war der Grund, weshalb ihr all diese guten Menschen trotz ihrer Härte und bisweilen so müden Gesichter als Kinder erschienen.

„Ihr lieben Menschen!“ dachte sie oft traurig, den Kopf hüttelnd.

Aber sie alle führten schon jetzt ein schönes, ernstes, beständiges Leben, alle sprachen von guten Dingen und suchten andere das zu lehren, was sie wußten, und taten das, ohne sich zu schonen. Sie verstand, daß man solches Leben trotz jeder Gefahr lieben könne und blickte seufzend rückwärts, wo ihre Vergangenheit sich wie ein dunkler, schmaler Streifen in der Ebene hinzog. Unmerklich bildete sich bei ihr das ruhige Bewußtsein ihrer Notwendigkeit für dieses neue Leben heraus. — Früher hatte sie nie das Gefühl gehabt, jemandem nötig zu sein, jetzt dagegen sah sie deutlich, daß viele ihrer bedurften, und das war ihr neu, angenehm und ließ sie den Kopf aufrichten. . . .

Sie brachte regelmäßig die Flugblätter in die Fabrik, sah das als ihre Pflicht an und hatte schon eine Menge Kniffe herausgefunden, um die Spione, die sie täglich beobachteten, zu nasführen. Ein paarmal hatte man sie durchsucht, aber stets einen Tag später, nachdem die Blätter in der Fabrik erschienen waren. Wenn sie nichts bei sich hatte, wußte sie den Argwohn der Spione und Wächter zu erregen, sie nahmen sie fest und untersuchten sie gründlich; dann stellte sie sich gekränkt, stritt mit ihnen herum und ging, nachdem sie sie blamiert, stolz über ihre Geschicklichkeit, von dannen. Dieses Spiel machte ihr Spaß.

Djessowitschikow wurde in der Fabrik nicht wieder aufgenommen, er trat als Arbeiter bei einem Holzhändler ein und fuhr den ganzen Tag mit Balken, Brettern und Brennholz durch die Vorstadt. Die Mutter sah ihn fast täglich: Seine beiden Knappen schritten, die vor Anstrengung zitternden Beine steil aufstemmend, langsam vorwärts. Daneben schritt Nikolai mit schlaffen Bügeln, zerlumpt und schmutzig, in schweren Stiefeln, die Mühe in den Nacken geschoben, plump wie ein eben aus der Erde gegrabener Baumstumpf. Sein Kopf schaukelte hin und her, er blickte sich dicht vor die Füße, wollte nichts sehen. Seine Pferde fuhren blindlings auf entgegenkommende Wagen und Menschen los, um ihn herum summten wie ein Hummelschwarm bössartige Schimpfworte, und lautes Geschrei durchschnitt die Luft. Er erhob nicht einmal den Kopf, gab keine Antwort, pfiff scharf und durchdringend und brummte dann seinen Pferden zu: „Nu man hü, hü!“ . . .

(Fortsetzung folgt.)

Neue Kunstliteratur.

Von Ernst Schur.

Die Kunst der Gegenwart in ihren verschiedenen Tendenzen und Strömungen zu begreifen ist ein Ziel, das augenblicklich wieder als besonders wünschenswert erscheint, da die verschiedenen Parteien (Akademiker und Sezessionisten) so energisch aneinander geraten und das Publikum von dem Für und Wider nicht genügend unterrichtet sein kann. Aus diesem Bestreben heraus Klarheit zu schaffen, ist ein Buch erschienen von Professor Dr. Strzygowski, „Die bildende Kunst der Gegenwart“ (280 S., geheftet 4 M., bei Quelle u. Meyer, Leipzig 1907). In verschiedenen Kapiteln sind die Architektur, die Plastik, die Griffeilkunst und die Malerei behandelt. Das Buch gibt keinen historischen Ueberblick, sondern charakterisiert sich als eine persönlich gehaltene Programmschrift. Es hastet ihr etwas Akademisches an, etwas Schulmeisterliches. Wir sind heute endlich dahin gekommen, daß wir dem Künstler überlassen, was und wie er darstellen soll, und es ist nicht erquicklich, wenn sich auch noch ein anderer hineinmischet, dem die eigentliche Verurteilung doch abgeht, da er eben nicht — Künstler ist. Gewiß besitzt der Verfasser für Böcklin, Klingner, Menzel, Meunier Verständnis und er stellt ihr Wollen und Können mit Betonung dar. Er nimmt auch, da er Oesterreicher ist, kein Blatt vor den Mund, wenn es sich um die offizielle Königlich preussische Kunst und die Stellung des Kaisers zur Kunst handelt. Aber ich bezweifle, daß weitere Kreise (für die doch eigentlich solch Buch berechnet ist) sich hier wirklich Sachkenntnis holen werden. Und ich bezweifle es darum, weil das Buch in seiner ganzen Fassung nicht zu jenem Punkt vordringt, wo die Klarheit beginnt. Wir hören allerlei Bemerkungen, deren zulänglicher Grund allzu sehr im Persönlichen bleibt und deren sachlicher Wert nicht genügend begründet ist. Für solche prinzipiellen Auseinandersetzungen gibt es nur zwei Wege: historische Darstellung des zeitlichen Verlaufs oder Herausarbeitung der formalen Prinzipien ohne Rücksicht auf Vollständigkeit. Der Verfasser nimmt weder den einen, noch den anderen Standpunkt ein, darum bleiben seine Erörterungen im Haltlosen, Schwankenden stehen. Mit Interesse wird daher diese Schrift nur der lesen, der den Stoff schon beherrscht

(und der wird manche Fragezeichen machen); andernfalls wird dem Leser der Kopf schwirren. Vergangenheits- und Gegenwartskunst brodeln in diesem Topf durcheinander. Und so ist dieses Buch schließlich in dem Sinne ein Zeitbuch, als die mannigfaltig durch einanderstrebenden Kunsttendenzen der Gegenwart zur Darstellung kommen, gesehen durch ein persönliches Temperament; man merkt ihm an, daß es eine Gelegenheitschrift ist, die eine Reihe von Vorträgen zusammenbindet. Die zahlreichen Abbildungen sind mit Umsicht ausgewählt.

Den oben angegebenen, historischen Weg der Betrachtung schlägt ein anderes Werk ein, das einen Grundriß der modernen Plastik und Malerei des 19. Jahrhunderts geben will, verfaßt von Dr. B. Daun. (Die Kunst des 19. Jahrhunderts. In zwölf Hefen. Mit 250 Abbildungen. Verlag Georg Wittenbach, Berlin.) Hier haben wir eine verlässliche, ruhige Darstellung und Gruppierung des Stoffes. Beginnend mit dem Klassizismus in Frankreich und den anderen Ländern, geht der Verfasser dann zur Romantik über, kommt dann zum Realismus, bespricht den Impressionismus und Pleinairismus und behandelt weiterhin die Bestrebungen der Sezession; ein Schlußkapitel ist den modernen graphischen Künsten gewidmet. Das Sachliche herrscht vor. Allgemeinverständlichkeit ist angestrebt und der Stoff ist von allem Ballast des Allzuvielen, das nur die Uebersicht stört, befreit. So wird das Werk, wenn es abgeschlossen vorliegt, einen Führer bilden für die, die über die Kunst der Gegenwart sich dadurch belehren lassen wollen, daß sie den Gang der Entwicklung vom Beginn des Jahrhunderts an verfolgen können. So gibt das Buch eine gute Grundlage, die unerlässlich ist, wenn man zum Verständnis der Kunstprobleme der Jetztzeit gelangen will. Es hat auch den Vorteil, daß es sich der Kürze befleißigt. Natürlich darf man von solchem Werk, das auf einen weiten Leserkreis rechnet, nicht mehr verlangen, als es bieten kann. Persönliche Färbung muß es gerade vermeiden und das Tatsachenmaterial möglichst übersichtlich bringen.

Wer mehr verlangt, der greife zu Osborns trefflich geschriebener, auch umfangreicherer „Geschichte der Kunst des 19. Jahrhunderts“, die als Schlußband zu dem bekannten „Handbuch der Kunstgeschichte“ von Anton Springer im Verlage von E. A. Seemann (Leipzig) erschienen ist. Dieses Buch ist mit viel Geschick und Sachkenntnis in einem anregenden und flüssigen Stil geschrieben und dürfte vorgelesenen Lesern viel Interessantes bringen. Das Abbildungsmaterial ist sehr reichhaltig und sorgfältig ausgewählt. Speziell die Kapitel, die die Gegenwart behandeln, sind lebendig geschrieben und die sonst selten zu sehenden Abbildungen unterstützen vorzüglich den Text.

Wollen die drei genannten Werke einen zusammenhängenden Ueberblick geben über die Kunst einer ganzen Epoche mit all ihren Einzelheiten, so versuchen neue Publikationen auf einem anderen Wege Belehrung und Anregung zu geben. Sie vermeiden das Prinzipielle, die lückenlose Aufeinanderfolge. Sie zerpfücken den Zusammenhang und lösen ihn in Einzelheiten auf. Es sind die heutzutage besonders beliebten Monographien, die nicht nur, wie man ihnen vielleicht vorgeworfen hat, der Oberflächlichkeit durch flüchtige, esaiistische Darstellung entgegenkommen, sondern auch oft Spezialthematika mit aller Detailbehandlung zum Vorturf nehmen.

Unter den zahlreichen Publikationen dieser Art sind zwei besonders hervorzuheben: Die Künstler-Monographien, herausgegeben von Knadfuß (Wohlgemut und Klasing, meist zwei oder drei Mark pro Band) und die Sammlung „Die Kunst“ von Richard Muther (bei Marquardt u. Co., 1,50 M. pro Bändchen). Beide Sammlungen haben ihren bestimmten Charakter. Die Knadfuß-Monographien haben meist ein reiches und gutes Illustrationsmaterial, das bei dem großen Format der Bücher wirkungsvoll zur Darstellung kommt. Der Text ist meist zuverlässig; er gibt das Tatsächliche und führt in die Kenntnis der Zeitumstände und der Tendenzen der künstlerischen Art des jeweiligen Gebietes ein. Die Sammlung „Die Kunst“ richtet sich nicht so sehr an das große Publikum. Die Abbildungen sind weniger zahlreich und kommen nicht so gut zur Geltung, da sie meist sehr klein sind. Der Text ist persönlich gefärbt, was ja oft den Stoff reizvoller macht, aber auch den Angelehrten leicht irreführen kann. Knadfuß will belehren. Das Persönliche tritt zurück. Die Sache herrscht. Muther will unterhalten, fesseln. Demgemäß ist auch die Ausstattung dieser kleinen Bändchen, durch die sie sich nicht zum wenigsten schnell eingeführt haben, eine sehr geschmackvolle. Druck und Anordnung und Einband machen einen äußerst gefälligen Eindruck. Einige neuerschienene Bände seien hier erwähnt. A. Pacher behandelt „Rom als Kunststätte“ und zeigt, wie diese Stadt im Wandel der Zeiten ihren Charakter teilweise geändert und im Grunde doch den gleichen behalten hat, als der er uns in der Gegenwart entgegentritt, ein Sammelpunkt für die künstlerische Schaffenskraft ganzer Jahrhunderte. Und so durchleben wir die Entwicklung von Anbeginn an, als Rom der Mittelpunkt der Welt war, bis die Renaissance nach dem Untergang des römischen Reiches eine neue, glorreiche Zeit herauführt, und schließlich die Neuzeit, in der Schwärmen von Künstlern an diese Stätte pilgern, um sich an Kunst zu sättigen. So zieht ein wichtiger Teil der Kunstgeschichte überhaupt an unserem Geiste vorüber.

Nach Spanien führt uns Muther mit seinem „Velasquez“. Eine andere Welt. Voller Willkürlichkeiten und Schrecknisse, voller

Dunkelheiten und glühender Farben. Und inmitten jener Welt die Gestalt jenes Malers, die uns noch jetzt so modern anmutet, dessen Farben so kühl und ruhig, dessen Charakterstil so prägnant war. Ein glühendes Künstlerium unter einer starren Oberfläche. Mit gewandtem Stift zaubert uns Muther jene Kultur, jene Kunst vors Auge.

Ueber Mag Liebermann schreibt R. Klein in etwas pedantischer Art, die künstlerisch eigene Anschauung öfter vernichten läßt. Gleichfalls von Liebermann handelt in den zuerst angeführten Künstler-Monographien Hans Rosenhagen. Der Vorzug liegt in den Abbildungen, deren reiche Auswahl eine klare Vorstellung von der Arbeit des Künstlers gibt.

Beiden Sammlungen tritt ergänzend eine Serie kulturgeschichtlicher Monographien zur Seite. Ed. von Maher spricht von den Beziehungen zwischen „Fürsten und Künstlern“ und schreibt damit eine Geschichte des Mäcenatentums in teiltweise zu ausführlicher, dann zu knapper Weise. Er behandelt das Kulturelle, vergißt aber das Soziale. Des öfteren ist seinen allzu engpersönlichen Liebhabeereien zu sehr Spielraum gelassen und die schönfärbereische Phrase stellt sich ein. Gerade dieses Kapitel müßte kritischer behandelt werden, um endlich einmal mit festhaltenden Vorstellungen aufzuräumen.

Aus der kulturgeschichtlichen Monographien-Sammlung, die bei Bellagun u. Klasing erscheint, ist als neue Erscheinung das Werk über „Ex libris“ (Buchzeichen) zu erwähnen, deren Geschichte der als Sammler dieser kleinen graphischen Plätter bekannte Dr. von zur Westen schrieb; der Ton ist etwas trocken, gar zu sammelmäßig beschreibend und registrierend; die Abbildungen sind überaus zahlreich und geben an sich einen Ueberblick über die verschiedenen Stile dieser graphischen Klein Kunst.

So sind diese Monographien wohl geeignet, in spezielle Gebiete einzuführen und die allgemeine Darstellung, die notwendigerweise nur die Hauptpunkte berühren, nur die Grundlage geben kann, zu ergänzen, wobei die reiche Auswahl dafür sorgt, daß man in jeder Hinsicht nach seinem Gefallen wählen kann.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Zusammenhang von Zahn- und Lungenkrankheiten. Einer der wichtigsten gesundheitlichen Ratschläge, die sich aus hygienischen und medizinischen Forschungen in der letzten Zeit ergeben haben, liegt in dem immer stärkeren Hinweis auf den Zusammenhang zwischen einem krankhaften Zustand der Zähne und der Entstehung anderer Krankheiten. Es wird heutzutage gefordert, daß schon der gesunde Mensch, noch mehr aber der Kranke, in einer reinen Luft lebe, namentlich möglichst wenig Staub atme, eine geeignete und von krankheitsregenden Keimen freie Nahrung zu sich nehme usw. Man soll sich doch aber einmal klar machen, was das alles nützen kann, wenn die krankheitsregenden Keime im Munde selbst vorhanden sind. Und angesichts der Tatsache, daß die Stodung der Zähne überhaupt die weitestverbreitete aller Krankheiten ist, ist es sicher, daß nur bei einem geringen Teil der Menschen der Mund von solchen Keimen frei ist. Namentlich muß es begreiflich erscheinen, wenn ein Zusammenhang zwischen Zahn- und Lungenkrankheiten geargwöhnt wird. Um diesem Verdacht eine festere Unterlage zu verschaffen, hat Dr. Dobb, wie er in den Verhandlungen der englischen Odontologischen Gesellschaft ausführte, an einem Krankenhause und in einem Sanatorium Untersuchungen der Zähne an Lungenkranken vorgenommen. Die Ergebnisse sind, um es gleich zu sagen, vollkommen beweisend für jenen Verdacht und mit Bezug auf den Zustand, in dem sich das Innere des Mundes sogar bei vielen sonst gebildeten Leuten befindet, geradezu niederschmetternd. Schon bei Kindern fand Dobb trotz der noch nicht vollen Entwicklung des dauernden Gebisses in vier von sechs Fällen tote Zähne und offene Wurzelhöhlen im Verein mit einer starken Besiedelung des Mundes mit Bakterien. In dem Krankenhause wurden 85 weibliche Lungenkranke im Alter von 13-40 Jahren untersucht, die zusammen 1088 Zähne hätten haben sollen. Es stellte sich aber heraus, daß 42 Proz. dieser Zähne entweder fehlten oder im Verfall begriffen waren. In 16 Fällen waren tote Zähne oder bloßgelegte Gaumenhöhlen vorhanden, und in dem Mund vieler Patienten war die Zahl solcher Verletzungen eine ganz beträchtliche. Eine Kranke trug ein künstliches Gebiß, das sie gar nicht aus dem Munde zu bringen vermochte und gegen dessen Herausnahme zu Reinigungsziwecken sie sich sträubte. Die 31 untersuchten Männer hätten 970 Zähne haben sollen, von denen aber 263 fehlten oder so schlecht geworden waren, daß sie als nutzlos betrachtet werden mußten. Außerdem waren noch 175 stödig, so daß sich die Zahl der beschädigten oder fehlenden Zähne zu 45 Proz. ergab. Die Vernachlässigung der Mundreinigung war bei den Männern eine noch größere, so daß die Untersuchung dem Arzt zuweilen eine höchst peinliche Aufgabe stellte. Die Nachforschungen, die an insgesamt 53 Lungenkranken des Sanatoriums gemacht wurden, lieferten ganz ähnliche Ergebnisse, indem bei den Männern über 42, bei den Frauen etwa 38 Proz. der Zähne fehlten oder unbrauchbar waren. Ein zweiter Arzt hat in einem anderen Sanatorium noch ungünstigere Verhältnisse festgestellt, indem er ermittelte, daß von

192 Backzähnen, in deren Besitz sich die betreffenden Kranken hätten befinden sollen, nur zwölf in normaler Leistungsfähigkeit waren und daß infolgedessen die Tätigkeit des Kauens, die mit Recht als erstes Glied in der Reihe von Vorgängen einer gesunden Verdauung betrachtet wird, nur zum vierten Teil geleistet wurde. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, um noch nachdrücklicher zu zeigen, daß diese Verhältnisse des Mundes für das Zustandekommen und den Verlauf von Lungenkrankheiten von schädlichem Einfluß sein müssen. Dr. Dobb schließt mit dem kräftigen Ausdruck: „Alle Vorsichtsmaßregeln müssen zu einem Selbstbetrug werden, wenn der Kranke seine Speisen, bevor er sie hinunterschluckt, in einem solchen Totenhause kaut.“

Astronomisches.

Ein neuer Komet wurde Mitte Juni von dem Astronomen Daniel in Princeton entdeckt, dessen Helligkeit seitdem so stark zugenommen hat, daß er schon Ende Juli heller war als ein Stern vierter Größe. Damit tritt er in den Bereich der Sichtbarkeit für das unbewaffnete Auge. Seine Helligkeit nimmt aber noch fortwährend zu, und hat jetzt bereits die Helligkeit eines Sternes zweiter Größe erreicht, das ist so hell wie die hellsten Sterne in dem uns allen bekannten Sternbild des großen Bären. Der Komet zeigt sogar einen kurzen nach rechts oben gestreckten Schweif, der vermutlich noch an Helligkeit zunehmen wird, je mehr sich der Komet der Sonne nähern wird. Ueber die Natur dieser Schweife, die man bei den meisten helleren Kometen sieht, läßt sich Endgültiges noch nicht aussagen, weil wir auch über die Natur der Masse, aus welcher die Kometen bestehen, nicht in Gewißheit sind. Die Kometen bestehen aus so feiner Materie, daß die schwächsten uns sichtbaren Sterne ohne merkliche Schwächung ihres Lichts durch sie hindurchstrahlen.

Die Helligkeitzunahme des gegenwärtigen Kometen wird noch anhalten. Es wird deshalb interessieren, wo wir dieses merkwürdige Gebilde am Himmel zu suchen haben. Man wird ihn schwer auffinden, da er sich vorzugsweise in der Nähe heller Sterne bewegen wird. Er geht der Sonne voraus und ist infolgedessen am Morgenhimmel sichtbar. Man hat ihn daher am Osthorizont unter den dort um 1½ Uhr bis 4 Uhr stehenden Sternbildern zu suchen. Dann steigt gerade der Orion über dem Horizont empor, den unsere Leser alle kennen, da er im Winter den schönsten und auffallendsten Schmuck unseres Sternenhimmels bildet. Noch weiter östlich stehen die Zwillingsterne Castor und Pollux. Verbindet man den helleren von beiden, Pollux, mit dem hellsten links oben im Sternbild des Orion stehenden Veteizuge durch eine gerade Linie, so geht durch die Mitte derselben am 15. August gerade der Komet hindurch. Jetzt steht er in den Hyaden, einer Sterngruppe, die zusammen mit den Plejaden, unter dem Namen Siebengefüßter bekannt, das Sternbild des Stieres bilden. Sein Weg wird gekennzeichnet durch die Verbindungslinie des auf die beschriebene Weise für den 15. August gefundenen Ortes des Kometen mit dem hellen Sterne erster Größe im Stier, Aldebaran. In den wenigen Wochen dieses Monats durchläuft er vermöge seiner außerordentlich schnellen Bewegung in der Sonnennähe ungeheure Strecken an unserem Himmel; mit jedem Tage kann man sein Fortschreiten unter den Sternen feststellen. Man bedient sich zu diesem Zwecke mit Vorteil der kleinen Sternkarte von A. Kippel, die im Verlage der deutschen Lehrmittelanstalt von Klodt in Frankfurt erschienen ist (Preis 1,25 M.).

Bei seinem Umschwung um die Sonne erreicht der Komet seine größte Annäherung an diese am 4. September 4 Uhr nachmittags. Nach diesem Zeitpunkte geht er für uns erst nach der Sonne unter, erscheint uns deshalb nicht mehr morgens, sondern am Abend. Dann wird er am Abendhimmel vielleicht ein auffallendes Gestirn werden. Der Komet würde uns noch viel heller erschienen sein, wenn die Erde der Kreuzungsstelle ihrer mit seiner Bahn nicht so entfernt gestanden hätte. Die Erde stand aber fast 120 Millionen Kilometer von diesem Orte ab, kann aber auch dem Kometen nicht mehr näher kommen, weil dieser sich bedeutend schneller bewegt als die Erde. Er müßte uns also nach der Kreuzung der Erdbahn wieder lichtschwächer erscheinen, wenn seine Helligkeit mit seiner Näherung an die Sonne nicht gewaltig zunähme. — Wie beim Erscheinen jedes helleren Kometen haben übrigens ängstliche Gemüter sogleich wieder an einen Zusammenstoß mit der Erde geglaubt. Nun ist zwar die Bahnebene des gegenwärtigen Kometen nur verhältnismäßig wenig gegen diejenige der Erde geneigt; sie beträgt nur 9 Grad. Hätte aber selbst die Erde an der Kreuzungsstelle gestanden, als der Komet diese passierte, so wäre der Abstand beider noch immerhin so erheblich gewesen, daß ein Zusammenstoß nicht hätte stattfinden können. Der Komet ging eine sehr große Strecke unterhalb (d. h. südlich) der Erdbahn hinweg. Seine größte Annäherung an die Sonne beträgt rund 78 Millionen Kilometer, liegt also etwa in der Mitte zwischen der Merkur- und der Venusbahn.

F. L.

Hygienisches.

Der schwache „starke Mann“. In einem, dem jüngst herausgegebenen Gesundheitsbericht über die englische Flotte für 1905 als Anhang beigegebenen Aufsatz legt, wie wir den „Blättern für Volksgesundheitspflege“ entnehmen, der englische Marinestabarzt Gaskell in beherzigenswerter Weise dar, wie einseitige Ausbildung zu körperlicher Kraft keineswegs immer auch eine vollkommene Gesundheit bedeutet, sondern im Gegenteil sehr häufig

geradezu den Grund zu konstitutionellen Schwächungen legt. Die gefährlichsten Klippen bei solcher einseitigen Erziehung zu besonders ausnahmsmäßigen Kraftleistungen sind die Ueberanstrengung des Herzens und der Lunge; auch bei Geistesarbeitern, die nur eine beschränkte Zeit der Steigerung ihrer körperlichen Leistungen widmen, ist die einseitige Ausbildung bestimmter isolierter Muskelgruppen mit ihren üblen Folgerwirkungen eine oft verhängnisvolle Gefahr. Gastells Erfahrungen an Tausenden von Seeleuten führten ihn zu der Ueberzeugung, daß der Mann, der nach „Sandow“ oder sonst einem der viel angepriesenen Systeme seine körperliche Fähigkeit in bezug auf bestimmte Leistungen hoch gesteigert hat, gegen körperliche Entartung keineswegs notwendig mehr als andere Leute gesiebt ist und nur allzu oft Störungen seiner Gesundheit keinen sehr erheblichen Widerstand entgegenzusetzen vermag. Nur selten erreicht ein solcher „starker Mann“, vor allem jener, der aus seiner Stärke ein Gewerbe macht, ein hohes und gesundes Alter. Die Ueberanstrengung führt meist zu Schädigungen des Herzens, und Lungenemphysem ist unter den Gewichthebern von Beruf ebenso häufig wie unter den Musikbläsern, und die erstaunlichen, fahrförmigen Brustkästen vieler dieser Berufskraftmenschlichen können sehr wohl einem ausgebildeten Lungenemphysem ihre Entstehung verdanken. Die Ausdehnung solcher Brustkästen beim Atmen ist oft sehr gering, und die Wände des Brustkorpers zeigen sich auffallend starr. Der „starke Mann“ ist also wohl ein Riese mit erzenen Muskeln, aber, im eigentlich gesunden Sinn, mit tönernen Füßen. Selbst in bezug auf den Wert dieser oft sehr weit getriebenen Muskelausbildung hegt Gastell sehr erhebliche Zweifel. Er hat eine sehr große Anzahl von Leuten gesehen, die mehrere Jahre hindurch solche Übungen ausführten, und deren Muskeln allgemeine Bewunderung erregten, und die dennoch, weil eben die Ausbildung kein größeres, koordiniertes Muskelsystem betraf, nicht fähig waren, von dieser Kraft irgendeinen vernünftigen Gebrauch zu machen. Ein magerer Mann, der niemals solche Muskelübungen ausgeführt hat, kann in bezug auf praktische Tätigkeit den gleichen, ja größeren Wert haben, als ein ausgebildeter Athlet. Die beste Art körperlicher Ausbildung besteht nach Dr. Gastells Ansicht darin, daß man die Grenzen der menschlichen Leistungsfähigkeit bedenkt und die Ueberanstrengung vermeidet; zu einer besonderen Leistung soll man sich nur in kleinen Schritten erziehen, so daß jedes Uebermaß ausgeschlossen bleibt. Besondere Berücksichtigung muß auch dem Alter des Lebenden zugewandt werden. Ein flotter Spaziergang in frischer Luft, ferner Hüpfen und Springen sind schon recht gute Mittel der körperlichen Ausbildung. Ein gutes Mittel, den besten Weg einer wirklich zweckdienlichen körperlichen Ausbildung ausfindig zu machen, ließe sich nach Dr. Gastells Ansicht wohl dadurch gewinnen, daß man die Bewegungen von Leuten, die eine zugleich hervorragende und zugleich praktisch wertvolle körperliche Leistung vollbringen — etwa japanische Kiffu-Kulis beim raschen Fortbewegen von Lasten, italienische Vergalieri bei ausdauernden Märschen — kinematographisch aufnehme und langsam vorführt; durch solche Untersuchung könnte nach seiner Ueberzeugung eine Reihe methodischer Übungen gewonnen werden, die ohne jede schädliche Wirkung den Menschen zu hervorragenden Leistungen auf den verschiedensten Gebieten nützlicher Betätigung befähigen könnten.

Humoristisches.

— Im Zeichen der Liebe. „Hast g'lese, wie freigebig der Vatikan ist?“

„Freigebig? Wie?“

„Nu, für de eine Scheel gibt er den deutschen Katholiken so viel Schelle.“

— Der Großstadtbadel. „Was sagen Sie zu meinem Dadel? Unlängst geh' ich mit ihm auf die Festwiese, und er verliert mich. Sofort rennt er in die Zeitungsexpedition und bittet die Herren so lange, bis sie ein Inserat aufgegeben haben.“

(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— „Kolonialpolitik“, eine Komödie von Ernst von Wolzogen, wurde im Kurtheater zu Friedrichroda mit Erfolg aufgeführt. Kurtheater als Stätten von Uraufführungen sind entschieden zu empfehlen, weil die Sommergäste schon aus Regeln des Kurzgebrauches freudig gestimmt sind.

— Der Tiefstand der deutschen „Literatur“ wird wieder zu erschreckend klarer Anschauung gebracht durch einige Veröffentlichungen, die den Fall Hau in der Art weiterspinnen, die die bürgerliche Presse in ihren nerventzettelnden Betrachtungen begonnen hat. Eine „Dolorosa“ hat des Rechtsanwalts Hau Leben, Lieben und Verderben ablonterfekt. Das Nachwerk endet mit einem „Gebet im Gefängnis“. Auch die Bühne hat die Sensationsaffäre bereits ausgeschlachtet. Im Hamburger Ernst Duder-Theater wurde das große Sittenschauspiel: „Ein Rechtsanwalt als Mörder“ aufgeführt. Und Kolportageromane in 145 Fortsetzungen sind sicher schon in Arbeit.

— Die in Paris befindliche Sammlung Rudolf Kanns, eines in Goldminenspekulationen reich gewordenen Empor-

tömmelings, ist für 21 Millionen Franken an eine Londoner Kunsthändlerfirma verkauft worden. Die Sammlung enthält Perlen alt-holländischer und vlämischer Kunst. Da die Amerikaner einen Teil ihres aufgelisteten Mehrwertes neuerdings nach berühmten Mustern in Kunstwerken anzulegen pflegen, wird von diesen Gemälden für Europa und besonders für Deutschland wenig zu retten sein. Doch soll immer noch Aussicht bestehen, das eine oder andere Stück für die Berliner Museen zu erwerben.

— Leonardos Abendmahl in Mailand ist, wie der „Frankf. Ztg.“ gemeldet wird, dank der getroffenen sachverständigen Maßnahmen nunmehr vor weiterem Verfall geschützt. Man hat nicht nur die Mauer, auf die es der Meister gemalt hat, von Feuchtigkeit vollkommen befreit, sondern auch das ganze Refektorium des früheren Klosters Santa Maria delle Grazie durch geeignete Ventilation und andere Schutzmaßregeln aus einem muffig-feuchten Raume in einen durchaus trockenen verwandelt. Seit dieser Zeit sind die Molderpilze auf dem Gemälde abgestorben und der Zerstörungsprozess macht keine Fortschritte mehr. Das Bild hat zahlreicheren Besuch als irgend ein Mailänder Museum — etwa 50 000 Fremde besahen es im Jahre. Die Verwaltung des Refektoriums bemüht sich mit Erfolg, alte Kopien und andere auf das „Abendmahl“ bezügliche Kunstwerke zu sammeln, so die Nachbildung einer wenig bekannten Nötelzeichnung Rembrandts. Die wertvollste Ergänzung des halbzerstörten Gemäldes sind aber Nachbildungen der in Originalgröße kopierten Apostelköpfe der Weimarer Galerie, die aus einer Zeit stammen, in der das Abendmahl noch völlig unberührt war.

— Der Rekord der Schwalbe. Ein Antwerpener Vogelzüchter hat soeben ein interessantes Experiment gemacht, das die erstaunliche Geschwindigkeit der Schwalbe feststellte. Er hatte eine Schwalbe gefangen, die unter dem Dache seines Hauses nistete, und gab sie einem Manne mit, der eine Anzahl Brieftauben zu einem Wettfluge von Compiegne nach Antwerpen brachte. Die Schwalbe wurde in dem erstgenannten Orte mit den Brieftauben zugleich um 7 1/2 Uhr aufgelassen und schlug sofort die Richtung nach Norden ein, während die Brieftauben erst noch eine Anzahl Wogen beschrieb, ehe sie ihre Richtung fanden. Bereits 8 Uhr 23 Minuten war die Schwalbe wieder in ihrem Neste in Antwerpen, während die ersten Tauben erst gegen 11 1/2 Uhr eintrafen. Die Schwalbe hatte also die 235 Kilometer in einer Stunde 8 Minuten zurückgelegt, das heißt, sie war mit der kolossalen Geschwindigkeit von 3355 Metern in der Minute oder 201 Kilometer in der Stunde geflogen.

— Getrocknete Hände als Amulett. Ein unter den Ureinwohnern von Neu-Süd-wales ganz allgemein geübter Brauch ist es, die getrocknete Hand einer gestorbenen Person, in einigen Fällen eines Freundes oder Verwandten, in anderen Fällen die eines Feindes, mit sich herumzutragen. Alle australischen Stämme haben den festen Glauben an den hilfreichen Einfluß irgend eines Körperteiles einer menschlichen Leiche, sowohl im täglichen Leben als bei Jagdunternehmen oder bei Ueberfällen auf die Feinde. Der gleiche Aberglaube findet sich auch bei den europäischen Negeren. Einige alte Männer der Darfning- und Thurrwaldstämme haben dem Forschungsreisenden Dr. Loesch berichtet, daß ihre Vorfäter den festen Glauben zu haben pflegten, daß das Mittragen getrockneter oder konservierter Hände ein wirksamer Schutz gegen Feinde sei. Ein solches Amulett wurde in einer kleinen Tasche getragen, die über die eine Schulter eingebunden, unter der andern Achselhöhle hing. Bisweilen wurde eine getrocknete Hand an einer Schnur um den Hals gelegt und hing auf die Brust herab. Eine zweite wurde am Halsband befestigt und hing am Rücken des Trägers zwischen den Schulterblättern.

— Indianische Schönheiten. Im Innern von Mexiko findet der Reisende nicht selten überraschend schöne Indianerinnen. In großen Städten bieten die Indianer und ihre Weiber gewöhnlich ein Bild des Jammers und sehen häßlich und verkommen aus. Die Vermischung mit den Weißen gereicht ihnen nicht zum Vorteil. Viele Weiber sind syphilitisch erkrankt, die Männer sind oftmals dem Alkoholgenuß ergeben. Ihre Armut, ihre Entbehrungen, ihre lumpige Kleidung machen sie natürlich nicht zu anziehenden Erscheinungen. — Aber draußen auf dem Lande, fern von den „Stätten der Kultur“ erwecken sie in ihrer Ursprünglichkeit einen ganz anderen Eindruck. — Da sieht man schöne Frauen mit großen glänzenden Augen, breiten feingeschwungenen Brauen und geraden Nasen; der Mund ist wohlgeformt, das Kinn voll, ohne schwer zu sein. Der Ausdruck des Gesichtes ist intelligent, und manchmal finden sich, bei Männern wie bei Frauen, so feine Buge darin, daß man glauben könnte, plötzlich einem direkten Abstammung eines alten, hochzeitvollen Weisen aus dem Stamme der Azteken gegenüber zu stehen. In ihrer Haltung und in Manieren sind die Frauen anmutig und liebenswürdig, die Männer würdig und gemessen. Das ist ihnen natürlich und darin entsprechen sie doch unserer Vorstellung von hochentwickelten Kulturmenschen. Kommen sie aber mit der Kultur der Weißen, wie sie in Mexiko herrscht, in nähere Verührung, so leiden sie darunter; ihre Schönheit verschwindet, die Augen verlieren den eigentümlichen Glanz, die Gestalt verändert sich unter der Arbeitslast; Sorge, Not und Elend graben ihre Spuren ein und das einst so anziehende Gesicht wird häßlich und abstoßend.